

kennen. Vor einigen Tagen erschien nun in den Zeitungen eine Notiz über eine Audienz des Dr. Rathrein, aus welcher hervorging, daß dem doch in den oberen Sphären ein anderer Wind wehe, und flugs hat sich Dr. Ebenhoch um einen vollen Winkel von 180 Grad herumgedreht. Jetzt gehört er zu den unerfrodensten Gegnern der Badenschen Sprachverordnungen und des autonomistischen Majoritätsprogramms. *Qualis artifex!*

So virtuose Verwandlungskünstler, wie Herr Dr. Ebenhoch, sind doch die biedereren Schlachzigen nicht. Sie haben sich noch nicht gedreht. An demselben Tage, an dem Herr Dr. Ebenhoch im österreichischen Landtag den einstimmigen Beschluß gegen die Badenschen Sprachverordnungen und — wie sagte er doch nur selbst so schön? — für „die volle Aufrechterhaltung der dermaligen staatsrechtlichen Gestalt der Monarchie“ mit gewohnter Ueberzeugungstreue begründete, perorirte im galizischen Landtag der Schwager des Grafen Badeni, der Herr Abg. v. F e n d r z e j o w i c z, für die Badensche Sprachpolitik und die autonomistische Rückwärts-Revolution der Verfassung. Welcher Pazer! Es wird vielleicht noch ein, es werden vielleicht noch zwei Wochen vergehen, ehe auch die Schlachzigen bemerken, daß oben ein anderer Wind weht. Erst dann, aber dann zuversichtlich werden auch sie sich drehen. Galizien ist eben noch jeder Richtung hin ein zurückgebliebenes Land. Doch ein Trost bleibt den Schlachzigen: Wenn ihr Land culturuell vielleicht um ein Jahrhundert hinter Westösterreich zurücksteht, im Servilismus werden sie höchstens um ein paar Wochen hinter Herrn Dr. Ebenhoch zurückbleiben.

Ein sehr wahres Wort hat in der Adressdebatte des galizischen Landtages der gewesene Finanzminister Dr. v. Dunajewski gesprochen, nämlich, „daß die Polen andere Begriffe der Civilisation und eine andere Auffassung über die Art, politische Debatten zu führen, haben“, als wir hier in Westösterreich. Oh wie treffend! Als die Schlachzigen auf dem Reichstag von Warschau 1773 Polen an die Theilungsmächte zu verkaufen beschloßen, führten sie die betreffende politische Debatte in der Anwesenheit russischer Gendarmen. Nur ein einziger Deputierter wagte es, den bewaffneten russischen Argumenten zu trotzen, und dieser, Meylan, wurde auf Befehl des damaligen Abrahamowicz, nämlich des Landmarschalls Poninski, von den russischen Gendarmen prompt zum Saal hinausgeschleppt. Wie roh benahmen sich, damit verglichen, unsere oppositionellen Abgeordneten, als Badeni die Polizei in den Parlamentsaal einrückte und durch sie den Abg. Wolf hinausbesördern ließ! In der That, die Schlachzigen haben „eine andere Auffassung über die Art, politische Debatten zu führen“, als die Westösterreicher, und wenn die Westösterreicher schon so aufgeklärte Parlamentarier wären, wie die Schlachzigen von 1773, könnte Graf Badeni noch heute regieren, und, wenn's ihm gerade passen würde, auch Oesterreich verkaufen, wie seine Schlachzigen-Vorgänger das einst mit Polen gethan.

Gibt es zwei Doctoren Kramár? ... Im böhmischen Landtag sagte Abg. Dr. K r a m á r: „Die Falkenhahn'schen Vorkehrungen seien die Antwort auf die Gewaltthätigkeiten gewesen, und wenn statt der Polizei eine Parlamentswache eingesetzt worden wäre, hätte er sich nicht geschert, sie zu gebrauchen.“ Wie bekannt, ist thatsächlich keine Parlamentswache, sondern die Polizei von der Straße ins Abgeordnetenhaus gerufen worden. Ein gewisser Dr. Kramár, der damals Vicepräsident war, hat sich aber nicht geschert, sie zu gebrauchen, um die Abgeordneten hinauszuwerfen. War dieser Dr. Kramár derselbe, der jetzt im Landtag so hypothetisch-schamhaft spricht, als ob er nie der Polizei im Parlament Befehle erteilt hätte? Oder gibt es im böhmischen Landtag einen Doppelgänger jenes Herrn Dr. Kramár, der so stramm als Polizei-Vicepräsident des Abgeordnetenhauses fungiert hatte?

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Renaissance, „La ville morte“ von d'Annunzio; Gymnase, „Les Transatlantiques“ von Abel Hermant. Berlin. Belle-Alliance-theater, „Lenore“ von Holtei; königliches Schauspielhaus, „Der Burggraf“ von Josef Lauff; Neues Theater, „Die Schildkröte“ von Gandillot.

Das Gastspiel der Lily Lehmann brachte nach längerer Pause wieder einmal Bellinis Norma aufs Repertoire. Wer es nicht schon wußte, der konnte es diesmal bewundern, wie lange sich die ausgezeichnete Darstellerin ihre Stimmittel erhalten hat und mit welcher künstlerischen Mäßigung und technischen Vollendung sie dieselben noch heute beherrscht und das alles — wie ausdrücklich erwähnt werden muß — trotz mancher anstrengenden Wagner-Campagne; ein Beweis, daß der Stil des Musikdramas als solchen weder an dem Ruin der Stimme, noch an dem Untergang der Gesangskunst schuld ist, wenn die Sängerin nur nicht zu bequem ist, beide Stile zu üben, und nicht zu unerfättlich in der Jagd nach der Theaterglorie dem, Erfolg des Momentes die ganze Zukunft zu opfern. Solche Rollen wie die Norma, die halb in das Fach der dramatischen, halb in das der Coloraturfängerin gehören, werden ihr heute weder unsere gegenwärtige, noch wahrscheinlich unsere zukünftige Primadonna nachsingen. Dazu gehört eben ein allmähliches, langsames Vorbereiten der Stimmittel, zu deren sorgfältiger Ausarbeitung die modernen Sängerinnen keine Zeit haben, wenn sie zu früh die Schule verlassen und sich dann gleich in den Anstrengungen des vollen Berufs abhegen. Frau Lehmann zur Seite macht sich Fräulein Abendroth vortrefflich geltend. Leider habe ich Marie Lehmann, die als Adalgise ausgezeichnet gewesen sein soll, nicht gehört, kann daher keinen Vergleich anstellen, aber ich glaube, wir dürfen mit der gebotenen Leistung

zufrieden sein, denn auch für die Adalgise wird sich heute schwer eine Sängerin finden, die den Zwiegesang mit Norma mit solchem Erfolge zur Geltung bringt. Herr D i p p e l, der universalfeste Tenor, der mir je vorgekommen ist, sang den Sever zwar nicht mit dem Feuer der älteren italienischen Tenore, auch nicht mit dem Schmelz ihrer Stimme, aber doch mit Verständnis und voller Beherrschung des Partes. Herr Grengg war ein vorzüglicher Drovist. Die Oper selbst wird bei manchem Zuhörer süße Erinnerungen erweckt haben. Der edle Gesang Bellinis, der wahre dramatische Ausdruck, die imposanten Chöre des ersten und letzten Actes, alles von echten künstlerischen Intentionen getragen, üben noch heute unfehlbar ihre Wirkung. Allerdings empfindet man es unangenehm, daß der so reichhaltige instrumentale Schatz des Orchesters lediglich dazu benützt wird, von Zeit zu Zeit ein paar Farbenflecke in die dramatische Zeichnung zu werfen, ohne deren Linien congenial zu colorieren. Mehr als einmal ist dieser Mangel bedauert und dabei bemerkt worden, daß sich aus der Norma noch etwas ganz anderes machen ließe, wenn ihr die moderne Verwendung des Orchesters zur Seite stünde. Es fand sich auch der Mann, der diese rein theoretische Erwägung zur That werden ließ. Kein anderer als Georges Bizet hat thatsächlich die Norma uminstrumentiert. Einen geeigneteren Mann dazu kann man sich kaum denken. Und doch, der erste Act war vollendet, es kam sogar zur Probe, und nun erkannte Bizet, daß das Experiment vollständig mißglückt sei. Er merkte selbst, daß zwei Künstler von verschiedener Individualität an derselben Sache gearbeitet hatten. Das Resultat war unerträglich, und Bizet warf im Unmuth über den mißlungenen Versuch die Partitur ins Feuer.

So müssen wir uns denn bescheiden, Bizet nur auf seinem eigenen Gebiete zu begegnen. Dazu bot die Aufführung seiner „Djamilch“ Gelegenheit. Die künftige Größe des Componisten der Carmen wird man darin kaum erkennen. Dazu ist schon die Handlung zu dürftig. Die interessiert uns zu wenig, ja, auf fünf Viertelstunden ausgedehnt, ermüdet sie sogar. Vor dieser Consequenz werden wir zwar durch Bizets Melodien, reizende instrumentale Einfälle und pikante Harmonien bewahrt. Wir sagen zum Schluß, daß es sehr hübsch war, aber eigentlich ergriffen hat uns die Oper nicht. Sie beginnt als orientalisches Stimmungsbild, das der Componist leider nicht festhält und wohl auch wegen der durch Episoden ausgedehnten Handlung nicht festhalten kann. Nur einmal, beim Eintritt mit Tanz der Slavinnen, kehrt die Stimmung wieder. In diesem letzten Moment wäre noch manches zu retten gewesen, wenn nicht beim Höhepunkt der Handlung, als Harun die schon abgehende Djamilch doch noch für immer zurückruft, Bizet seine beste Gelegenheit verpaßt hätte. In diesem Augenblick sagt nämlich das Orchester so gut wie gar nichts, und erst ein künstlich angehängtes lyrisches Duett schließt das einfache Sujet schablonenmäßig ab. So bleibt die Oper zwar hübsch erfunden, aber für die Bühne ungeschickt gemacht. Die Darstellung durch Marie Renard und Herrn Schrödter ließ das Beste erwarten und hat es auch gebracht, in einer Scene hat es die Erwartung sogar übertroffen, als nämlich die Renard freiwillig als Tänzerin auftrat. Vom dramatischen Standpunkte aus hatte das allerdings seine Schwierigkeiten, aber der Erfolg sprach für sie. Herr Schittenhelm übertrieb als Splendiano, aber das Publicum wollte ihm die Freude nicht verderben, in so vornehmer Bunde der Dritte zu sein.

R. W.

Im Deutschen Volkstheater hat die „Hochzeit des Figaro“ sehr gefallen. Die Bearbeitung von Fulda ist klug; dazu kommt, daß die aufgeregten Wiener sich jetzt über alles Boshafte freuen und immer zu demonstrieren bereit sind: man jubelte dem berühmten Monolog zu, wie damals vor der ersten Revolution. Fräulein Ketty ist eine reizende Susanne; Herr Giampietro, dem niemand den Figaro zutrauen wollte, reißt doch durch seine Werve hin; Fräulein Bachner gibt die Gräfin mit Anmuth, Herr Prechtler den Grafen mit Takt, Fräulein Wallentin den Cherubin nicht ohne eine nur noch etwas zaghafte Grazie. S. B.

„Die Leni“, ein Volksstück von Karl Krug, hat im Raimundtheater Erfolg gehabt. Innere Gründe dafür sind im Stück nicht vorhanden. Es hätte ebenjogut durchfallen können. Es ist rechte Dilettantenarbeit, ungleichmäßig, verworren, vom Hunderten ins Tausendste wachsend — stellenweise allerdings humorvoll. Zufällig lief die Sache glücklich ab. Es war eben — wie der Aberglaube des Theaters, diesmal mit Recht, sagen würde — ein „guter Abend“. Unter diesem Zeichen standen Publicum und Darsteller, vor allem Girardi und Fräulein Niese.

„Die Pariserin“ von Held und Léon ist eine echte Carthage-Operette: arm an Humor und Grazie, aber prunkvoll, opernhast schwerfällig, strohend von endlosen Finali. Die weichen Suppéschen Melodien haben natürlich sehr gefallen. Fräulein Stojan sang geschmackvoll und spielte die pikanten Abenteuer-Scenen dieser Pariserin überaus fein und eigenartig.

A. G.